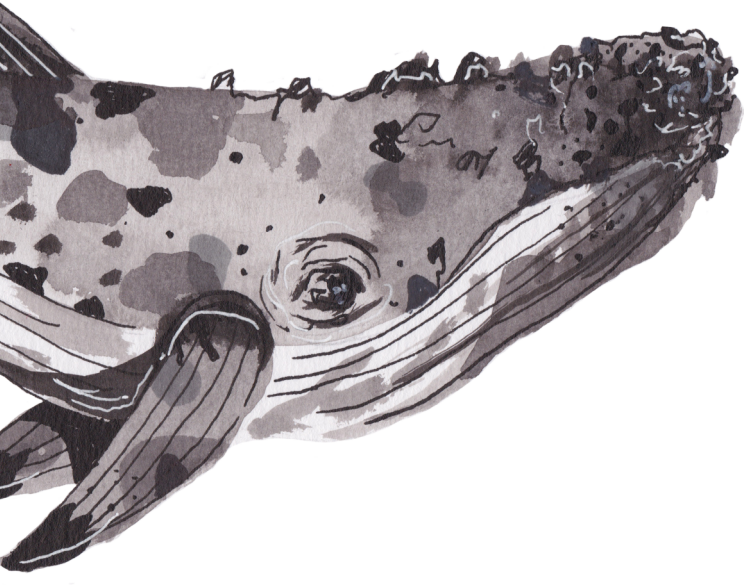
EDITION OUTBIRD



Christian Mahlow

DIE WALIN

Die Walin

Christian Mahlow

Kurzroman

Impressum

1. Auflage: Juli 2021
© Edition Outbird, Gera
www.edition-outbird.de

Covergrafik & Illustrationen: Joelle Vanderbeke
Covergestaltung: Tristan Rosenkranz
Lektorat: Klaus Rosenkranz, Tristan Rosenkranz
Satz & Layout: Benjamin Schmidt
Herausgeber: Tristan Rosenkranz, Peter Peukert

ISBN: 978-3-948887-12-4
Preis: 15,00 Euro
Alle Rechte vorbehalten.

An Sonntagen ist es mit der Zeit sonderbar. Sie verlässt ihren Rhythmus. Sie dehnt sich zwischen sechs und neun Uhr morgens quälend aus – vom Aufstehen bis zum Ankommen im Ozeanarium, und sie zieht sich zusammen, wenn ich vor der gewölbten Scheibe stehe und im dunklen Blau die Walin betrachte.

Ich betrete am Sonntagmorgen die Bäckerei neben dem Ozeanarium und mir weht der Duft von frisch gebackenen Brötchen entgegen. Ich bin allein im Laden. Die Verkäuferin ist wahrscheinlich hinten in der Backstube. Also betrachte ich in Ruhe die Auslagen auf der Suche nach Streuselschnecken. Ich finde aber auf den ersten Blick keine. Auch nicht auf den zweiten. Ich finde nichts mit Streuseln. Keine Puddingschnecke mit Streuseln, keinen Apfelstreuselkuchen, nicht einmal einen Butterstreuselkuchen. Ich werde ein wenig nervös und lasse meinen Blick über das Gebäck schweifen. Mohnkuchen, Zupfkuchen, Quark- und Kirschtaschen, Käsekuchen, Erdbeerkuchen, ein Blech gefüllter Bienenstich, ein Frankfurter Kranz – dessen Anblick mir schon schwer im Magen liegt – Croissants, Pain au Chocolat, Amerikaner für 75 Cent – ein seltsames Gebäck, dessen Namen ich nicht verstehe – heute im Sonderangebot. Ein Mann räuspert sich hinter mir. Ich drehe mich um und sehe ein ungeduldiges Gesicht. Wie lange stehe ich schon hier? Ich drehe mich wieder zu den Auslagen und sehe die Verkäuferin. Ich habe überhaupt nicht bemerkt, dass sie wiedergekommen ist. Aber im Gegensatz zu dem Mann hinter mir wirkt sie gelassen. *Was darf es sein?* Obwohl sie mich anschaut, bin ich nicht sicher, ob die Frage an mich gerichtet ist. Der Mann atmet geräuschvoll. Es ist eine simple Frage, aber ich kann sie nicht beantworten. Es darf etwas mit Streuseln sein, wie immer, möchte ich gerne sagen.

Ich nehme ein Stück vom gefüllten Bienenstich und eine Tasse Kaffee. Der sichere Klang meiner Stimme überrascht mich. *Setzen Sie sich doch, ich bringe es Ihnen*, sagt die Verkäuferin nickend. Der Mann hinter mir seufzt erleichtert, als ich meinen Platz in der kurzen Schlange für ihn frei mache. Knirschend bestellt er zehn Schrippen und vier Pfannkuchen mit Pflaumenmusfüllung. Die hatte ich gar nicht gesehen, denke ich, und setze mich an einen Tisch für zwei am Fenster. Auf der anderen Straßenseite prangt der Delfin über dem Eingang vom Ozeanarium. Er bräuchte frische Farbe, denke ich. Das Blau ist von der Sonne ausgeblichen. Mit raschelnden Papiertüten hastet der Mann an mir vorbei aus der Bäckerei und dann den Bürgersteig hinunter. Wahrscheinlich geht er zu seiner Familie, die es ihm unmöglich gemacht hat, am Sonntag auszuschlafen. Die zwei Kinder sitzen in der kleinen Wohnung seit Sieben vor dem zu lauten Fernseher. Und da der Mann, der bestimmt zu viel arbeitet, nur einen leichten Schlaf hat, war er spätestens seit halb acht wach. Er hat sich im Bett hin und her gewälzt und um viertel neun meinte seine Frau verschlafen zu ihm: *Du, wenn du schon wach bist, dann geh doch zum Bäcker*. *Ich mache gleich Frühstück.* Genervt vom verwehrten Sonntagsschlaf und erleichtert darüber, dem bedrückenden Zuhause einen Moment zu entkommen, machte sich der Mann auf den Weg. Und hier ging ich ihm auf die Nerven, weil mich das Fehlen der Streuselschnecken ganz verwirrt hat.

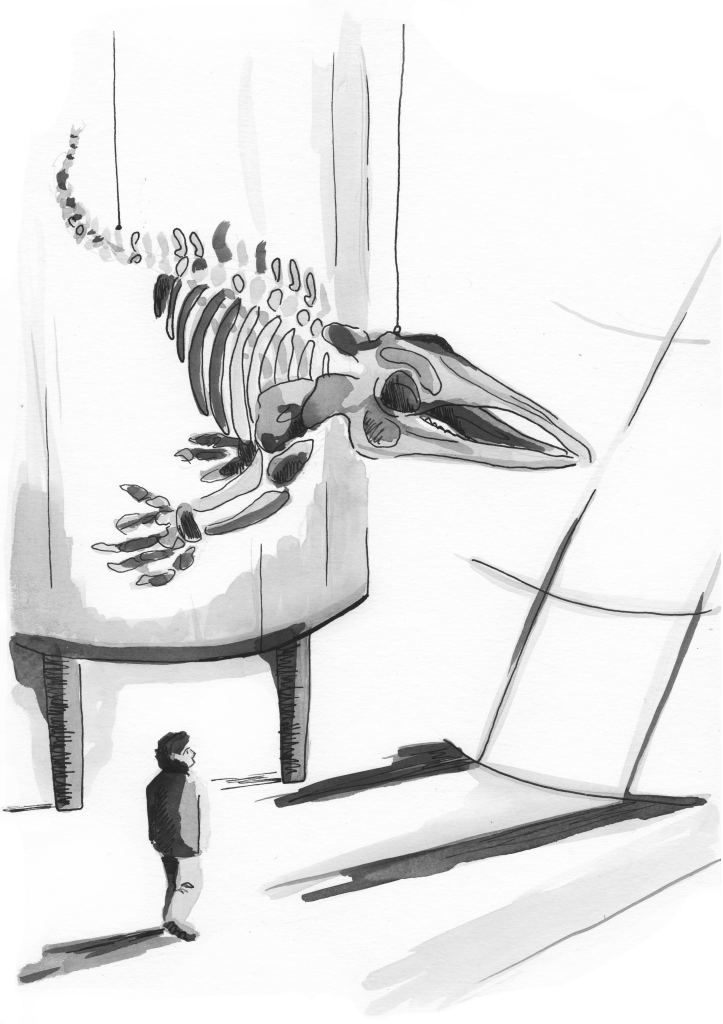
Guten Appetit, sagt die Verkäuferin lächelnd und stellt mir einen weißen Teller mit einem Stück gefüllten Bienenstich und eine kleine Tasse Kaffee auf den Tisch. So oft, wie wir uns gesehen haben, könnte man annehmen, wir würden zumindest unsere Namen kennen. Aber wir tauschen nur das Guten Morgen, die Bestellungen und die üblichen höflichen Sätze aus. Eigentlich könnte ich die Frau fragen, warum es heute keine Streuselschnecken gibt, aber ich bin zu langsam. Sie ist schon wieder in der Backstube verschwunden. Ich rede wenig mit Menschen. Erst, wenn ich mir sicher bin, was ich ihnen sagen will, fällt es mir leicht zu sprechen. Vorher bekomme ich kein Wort heraus. Meine Handflächen werden nass und mein Hals eng. Es gibt viele Gespräche, die ich hätte führen wollen, aber nur wenige, die ich geführt habe. Mit den Jahren habe ich deshalb begonnen, mehr zu denken, mir mehr vorzustellen.

Ich steche meine Gabel in den Bienenstich. Die Mandeldecke ist matschig und die gelbe Füllung quillt zu beiden Seiten aus dem Kuchen. Er schmeckt wässrig und aufgetaut. Er schmeckt auf keinen Fall, wie ein Bienenstich in einer Bäckerei schmecken sollte. Der Geschmack erinnert eher an einen Discounter und eine unterbrochene Kühlkette. Aber das enttäuscht mich nicht. Es kann mich nicht enttäuschen. Enttäuscht hat mich nur das Fehlen der Streuselschnecke. Für mich liegt die Enttäuschung nicht in den Dingen an sich. Die sind, wie sie sind. Für mich liegt die Enttäuschung darin, dass die

Dinge anders eintreten, als ich sie erwartet habe. Enttäuschung ist die Differenz zwischen Erwartung und Realität. Es enttäuscht mich nur, dass die Streuselschnecke nicht da ist. Nicht aber, dass die Alternative unzureichend ist. Das versteht sich von selbst. Sie ist die Alternative, nicht das Eigentliche. Für andere Menschen ist das umgekehrt. Ihnen ist es egal, dass es nichts mit Streuseln gibt, aber es enttäuscht sie, dass der Bienenstich wässrig und aufgetaut schmeckt. Diese Menschen könnten denken, ich sei ein unglücklicher Mensch. Sie sagen, er ist ja nur glücklich, wenn eintritt, was er sich wünscht. So etwas ist doch selten der Fall. Hier muss ich widersprechen. Es ist nur selten, dass Wünsche in Erfüllung gehen, wenn man unrealistisch wünscht. Ich wünsche das Erwartbare. Ich wünsche realistisch. Ich wünsche eine Streuselschnecke, keinen Lottogewinn. Deshalb würde ich mich als einen glücklichen Menschen bezeichnen. Mein Blick fällt auf meine Armbanduhr. Es ist 8.51 Uhr. Gleich öffnet das Ozeanarium.

Die Türen des Ozeanariums sind noch geschlossen. Hinter den dicken Glasscheiben sehe ich den älteren Herrn, der an der Kasse sitzt und das Wechselgeld zählt. Er ist bereits bei den Münzen angekommen. Eigentlich will ich ihn nicht stören - ich weiß, dass man sich gerade bei den kleinen Geldstücken oft verzählt -, trotzdem klopfe ich vorsichtig an die Scheibe. Sonntags bin ich ungeduldig, weil ich mich nach der Ruhe dieses Ortes sehne. Außerdem habe ich eine Saisonkarte. Ich muss sie dem älteren Herrn nur zeigen, denke ich, er braucht mich nicht abzukassieren. Diese Unterbrechung halte ich für zumutbar. Der Mann hört das Klopfen, schaut auf und sieht in meine Richtung. Ich drücke meine Saisonkarte gegen die Glastür und versuche zu lächeln. Da hellt sich das Gesicht des älteren Herrn auf. Er erkennt mich. Langsam schiebt er seinen Stuhl zurück und kommt hinter der Kasse hervor. Mit einem Schlüsselbund in der Hand schlurft er zur Tür und schließt mir auf. *Sie sind es. Guten Morgen.* Er dreht sich um und schaut auf eine Uhr, die im Kassenhäuschen hängt. *Fünf Minuten vor der Zeit ist die wahre Pünktlichkeit. Kommen Sie rein.* Ich lächle den Herrn erleichtert an und bedanke mich. Gott sei Dank, ich bin der Erste. Ich werde hier gleich ganz alleine sein und niemand wird mich stören. Das ist das Schönste am Sonntagmorgen: Die Ruhe zwischen den Fischen, die gleichmütig ihre Bahnen durch die Becken ziehen und natürlich sie, die Eine, die sich heute hoffentlich zeigt. Ich will dem Mann meine Saisonkarte zeigen, aber er

winkt lässig ab. S*ie gehören schon zum Inventar.* Er lacht und geht zurück zur Kasse. Ich nicke ihm zu und husche gleich darauf durch die leere Vorhalle über die frisch gewischten Böden hin zu einer Tür auf der ‚Eingang' steht. Über mir schwebt das riesige Skelett eines Pottwals.



Die Tür ist nicht geöffnet und kurz bekomme ich Angst, sie könnte abgeschlossen sein. Als ich aber die Hand an die Klinke lege und sie herunterdrücke, lässt sich die Tür mühelos aufschieben. Vorsichtig öffne ich sie einen Spalt und schlüpfe in den dunklen Gang. Langsam zieht ein Mechanismus die Tür wieder zu. Um mich herum ist es dunkel. Nur die Becken werfen ihr Licht in den langen hohen Gang.

An den Scheiben der Aquarien ziehen die Fische ruhig ihre Bahnen. Niemand außer mir ist da. Links und rechts von mir, direkt im Eingangsbereich, befinden sich die Süßwasserbecken mit den heimischen Fischen. Den Besuchern wird hier erzählt, dass der Hecht ein Raubfisch sei, der Karpfen aber nicht und der Wels einer der größten Fische, der in unseren Binnengewässern anzutreffen sei. Zu jedem Schild schwimmt das passende Exemplar zwischen Wurzeln und Wasserpflanzen in einem Becken, das zwischen zwei und sechs Metern misst. Alle Scheiben sind sauber. Wahrscheinlich kommt jeden Abend ein Fensterputzer, der die Abdrücke der plattgedrückten Kindernasen, ihre Fingerschlieren und die Reste von Süßigkeiten entfernt. Morgens, wenn ich komme, sieht alles perfekt aus. Manchmal stelle ich mir vor, dass man alles nur wegen mir saubermacht, damit ich einen schönen und ungestörten Sonntag mit den Fischen verbringen kann.

Während die Süßwasserbecken alle etwas trist aussehen, schillern die Salzwasseraquarien. Das Wasser wirkt klarer, zyan-, azurfarben. Seeanemonen wiegen seicht hin

und her, ein paar Clownsfische verstecken sich zwischen ihren Fängen. Gelbe Trompetenfische schweben wie Flöten mit Augen durchs Wasser. Es ist so still, dass ich mich atmen hören kann. Oft, wenn ich sonntagmorgens allein mit den Fischen bin, habe ich den Gedanken, auch ein Fisch zu sein. Ein Fisch unter Fischen. Ruhig, schweigend, glücklich.

Ganz am Ende des Ganges öffnet sich ein großer, kreisförmiger Raum, in dessen Mitte zwei Bänke stehen. Ich setze mich auf die linke. Leise. Ich nehme die linke, weil die rechte etwas knarrt. Vor mir wölbt sich die enorme Glasscheibe eines riesigen Aquariums, eines der größten Europas. In diesem Aquarium schwimmt ein Wal. Kein Beluga oder Orca, wie ihn viele Sealife Center haben. Dieses Ozeanarium hat einen Zwergwal. Man sieht diesen Wal nur selten. Er ist schüchtern und schwimmt nur manchmal vor die Scheibe. Auch in diesem Augenblick fehlt jede Spur von ihm.

Dieses Becken hat keine Deko wie die anderen, keine Wasserpflanzen. Da ist nur ein tiefes, dunkles, ruhiges Blau. Vielleicht war gerade eben noch ein Pfleger hier, weshalb der Wal nicht zu sehen ist. Ein schüchterner Wal in einem Ozeanarium, das ist seltsam. Eigentlich ist es doch die Aufgabe des Wals, sich zu zeigen. Aber was versteht ein Wal schon von seinen Aufgaben im Ozeanarium?

Mein Blick fällt auf mein Hemd. Ich habe vergessen, mir die Kuchenkrümel abzuklopfen. Aber das muss

jetzt warten. Ich will mich so wenig wie möglich bewegen. Ich möchte den Wal nicht erschrecken. Ich möchte ihn sehen. Ihn. Ich mache diesen Fehler immer wieder. Der Wal ist ein Weibchen. Eine Walin. Ich glaube, korrekt heißt das ‚Walkuh'. Aber bei einer Kuh muss ich immer an das Schimpfwort denken, deswegen versuche ich Walin zu sagen. Das ist ein schönes Wort und noch nicht so abgenutzt. Eigentlich ist es gar nicht abgenutzt. Ich habe es noch nie gehört. Vielleicht habe ich dieses Wort erfunden. Ich lege mir das Wort auf die Zunge und schiebe es langsam über meine Lippen. Walin. Es klingt sehr mächtig und ein wenig zart. Alles gleichzeitig. Walin. Mein Blick heftet sich an die Scheibe. Irgendwo tief im Blau des Beckens sehe ich einen dunklen Schatten wandern. Aber nur für einen Augenblick, dann ist er wieder verschwunden. *Walin*, flüstere ich. Aber wie soll sie mich hören? Ich starre ins Becken. Wahrscheinlich habe ich mich getäuscht. Da war kein Schatten. Ich lege meine Hände in den Schoß und versuche ganz still zu sein, mich nicht zu bewegen. Aber dieses Wort: Walin. Ich möchte es noch einmal sagen. Mich überkommt das Gefühl, sie könnte es gehört haben. *Walin,* flüstere ich. *Walin*. Langsam schiebt sich ein Schatten näher an die Scheibe. Der Schatten ist erst klein, dann wird er größer und bekommt Konturen, ein mächtiges Gesicht, das direkt vor mir an der Scheibe schwebt und mich ansieht. Augen groß wie meine Handflächen, tiefschwarz. Ich erstarre. Die Walin ist unglaublich schön und schaut mich

an. Das kann nicht sein. Oder doch? Die Walin muss mich anschauen. Wen soll sie sonst anschauen? Ich bin ganz allein hier. *Walin*, flüstere ich. Sie tut nichts. Ihre Schwanzflosse bewegt sich kaum, ganz sachte schwingt sie hin und her. Die Walin schwebt vor mir. So nah habe ich sie noch nie gesehen. Ich möchte hingehen. Nur gute vier Meter bin ich von der Scheibe entfernt. Wenn die Walin mich nun doch gehört hat und gekommen ist, weil ich sie gerufen habe? Haben Wale nicht ein unglaublich gutes Gehör? Ich versuche, so langsam wie möglich aufzustehen und mich nicht an der Bank abzustützen. Womöglich könnte ich sie noch mit einem Knarzen nach hinten schieben. Ich stehe. Die Walin verharrt immer noch hinter der Scheibe, ihren Blick auf mich gerichtet. Vorsichtig setze ich einen Fuß vor den anderen, winzige, zaghafte Schritte. Ich bin so hingerissen und überwältigt, dass meine Knie nachgeben wollen und mein Herz bis zum Hals hinauf hämmert. Das riesige Tier ist ruhig. Die Walin schwebt und schaut. Ich stehe an der Scheibe. Nur ein paar Zentimeter Spezialglas trennen uns. Ich habe das Gefühl, etwas in mir beginnt zu leuchten, so ergriffen bin ich. Dann sehe ich die Augen der Walin und mich überkommt Trauer. Ich möchte weinen. Die Walin sieht mich an. Warum? Was will sie? Warum sieht sie so traurig aus? Ich fühle mich hilflos und reibe vor Nervosität meine Finger aneinander. Was ist das für eine Trauer in den Augen der Walin? *Ich möchte dir helfen, ich möchte dich retten, Walin,* murmle ich und lege vorsichtig meine

Finger auf das Glas. Die Walin sieht mich noch einen Augenblick lang an, dann wendet sie sich ab. Ich sehe ihre Flanke, die an mir vorüberzieht, grau, weiß, schimmernd. Dann die Schwanzflosse, die mit langsamen Schwüngen den riesigen Leib zurück in das Dunkel treibt. Irgendwann ist sie nur noch ein dunkler Schatten, dann, einen Augenblick später, ist sie wieder eins mit dem Blau.

Die Walin

Christian Mahlow

Kurzroman

Die Walin ist eine fesselnde Parabel, die vom einsamen und absurden Kampf eines Mannes um das Überleben eines Zwergwal-Weibchens erzählt. Der zurückgezogene Mann hatte seine Bewunderung für die Walin im Ozeanarium entdeckt und viele Male genährt, als sie eines Morgens plötzlich in seinem Wohnzimmer liegt.

Ebenso überfordert wie blind zur Rettung der Walin entschlossen, tut er alles, um dem langsam sterbenden Koloss zu helfen. Seine verzweifelten Bemühungen sind ein kafkaesker Grenzgang zwischen unerfüllter Liebe, Schuldgefühlen und Selbsterkenntnis.

9 783948 887124